

Leseprobe aus:

Gary Shteyngart

Super Sad True Love Story



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

GEH NICHT GELASSEN
Aus dem Tagebuch des Lenny Abramov

1. Juni
Rom – New York

Liebstes Tagebuch,

heute habe ich eine wichtige Entscheidung getroffen: *Ich werde niemals sterben.*

Um mich herum werden andere sterben. Von ihrer Persönlichkeit wird nichts überdauern. Sie werden genullt, ihr Licht wird ausgeknipst werden. Ihr Leben, ihr gesamtes Sein, wird auf marmornen Hochglanzgrabsteinen falsch summiert («ihr Stern leuchtete hell», «werden Dich nie vergessen», «er hörte gern Jazz»), und irgendwann werden auch diese vom Meer überflutet oder von einem genmanipulierten Truthahn der Zukunft in Stücke gehackt sein.

Lass dir nicht weismachen, das Leben sei eine Reise. Bei einer Reise kommt man *irgendwo* an. Wenn ich die Linie 6 nehme und zu meiner Sozialtherapeutin fahre, ist *das* eine Reise. Wenn ich in diesem klapprigen UnitedContinentalDeltamerican-Flieger, der sich gerade vibrierend über den Atlantik quält, den Piloten anflehen würde, zu wenden und direkt nach Rom zurückzusteuern, in die wankelmütigen Arme von Eunice Park, wäre *das* eine Reise.

Aber Moment mal. Da ist noch mehr, oder? Unser Erbe. Wir sterben nicht, denn unsere Nachkommen leben weiter. Die rituelle Weitergabe des Erbgesetzes, Mamas Korkenzieherlocken, Großvaters Unterlippe, *ah buh-lieve thuh chil'ren ah our future*. Ich zitiere hier aus «The Greatest Love of

All», dem neunten Stück auf der Debüt-LP von Whitney Houston, der Popdiva der Achtziger.

Totaler Quatsch. Kinder sind nur im allerengsten, transitiven Sinn unsere Zukunft. Sie sind es nur so lange, bis sie selbst ins Gras beißen. Die nächste Zeile des Songs fordert den Hörer dazu auf, «ihnen viel beizubringen und sie dann vorausgehen zu lassen», also das eigene Selbst zugunsten der zukünftigen Generationen aufzugeben. Wenn man sagt: «Ich lebe für meine Kinder», gibt man im Grunde zu, dass man in Kürze tot sein wird, dass das eigene Leben praktisch schon gelaufen ist. «Ich sterbe nach und nach für meine Kinder» wäre treffender.

Was sind unsere Kinder überhaupt? Entzückend und unverbraucht in ihrer Jugend; der Sterblichkeit gegenüber blind; wälzen sich, darin Eunice Park nicht unähnlich, mit ihren Alabasterbeinen durchs hohe Gras; Rehkitze, anmutige Rehkitze, alle miteinander, strahlend in ihrer verträumten Künstlichkeit, eins mit der oberflächlich simplen Natur ihrer Welt.

Und dann, nicht mal ein Jahrhundert später, sabbern sie in einem Hospiz in Arizona eine arme mexikanische Altenpflegerin voll.

Genullt. Wusstest du, liebes Tagebuch, dass jeder friedliche, natürliche Tod im Alter von 81 Jahren eine unvergleichliche Tragödie darstellt? Jeden Tag fallen Menschen, Individuen – *Amerikaner*, falls dir das nähergeht – auf dem Schlachtfeld Gesicht voran in den Staub und stehen nie wieder auf. Existieren nie wieder. Komplexe Charaktere, in deren Großhirnrinde schillernde Welten schweben, ganze Universen, die unsere Schafe hütenden, Feigen essenden, analogen Vorfahren zu Boden gestreckt hätten. All diese Leute sind kleine Gottheiten, Gefäße der Liebe, Lebensspender, unbesungene Genies, Helden der Arbeit, die

morgens um sechs Uhr fünfzehn aufstehen, um die Kaffeemaschine anzuwerfen, und stumme Gebete sprechen, damit sie den nächsten Tag noch erleben und auch noch den übernächsten und Sarahs Examensfeier, und dann ...

Genullt.

Aber nicht mit mir, liebes Tagebuch. Glückliches Tagebuch. Unwürdiges Tagebuch. Von diesem Tage an wirst du einen nervösen, durchschnittlichen Mann von ein Meter fünfundsiebzig Körpergröße, 73 Kilogramm Körpergewicht und einem nicht ganz ungefährlichen Body-Mass-Index von 23,9 auf seinem bisher größten Abenteuer begleiten. Warum «von diesem Tage an»? Weil ich gestern Eunice Park kennengelernt habe und sie mich für immer und ewig durchhalten lassen wird. Schau mich gut an, Tagebuch. Was siehst du? Einen schwächtigen Mann mit grauem Gesicht, eingefallen wie eine alte Festung, mit eigenartig feuchten Augen, riesiger glänzender Stirn, auf der ein Dutzend Höhlenmenschen hübsche Zeichnungen hätten hinterlassen können, einer Sichelnase, die über winzigen Kräuselippen thront, und, am Hinterkopf, einer immer größer werdenden Kahlstelle exakt in der Form des Bundesstaates Ohio, dessen Hauptstadt Columbus ein dunkelbrauner Leberfleck markiert. *Schwächtig*. Mein Fluch, in jeder Hinsicht. Ein gewöhnlicher Körper in einer Welt, in der man einen ungewöhnlichen braucht. Ein Körper im kalendarischen Alter von neununddreißig Jahren, schon angegriffen von zu viel LDL-Cholesterin, zu viel ACTH, zu viel von allem, was das Herz gefährdet, die Leber belastet, die Hoffnungen zerstört. Vor einer Woche, bevor Eunice mir neuen Grund zu leben schenkte, hättest du mich nicht bemerkt, Tagebuch. Vor einer Woche existierte ich nicht. Vor einer Woche sprach ich in einem Restaurant in Turin einen potentiellen Klienten an, eine klassisch gutaussehende Ver-

mögliche Privatperson. Er sah von seinem winterlichen *Bollito misto* auf, schaute an mir vorbei, senkte den Blick wieder zum gekochten Liebesakt der sieben Fleischsorten und sieben Gemüsesaucen auf seinem Teller, sah dann wieder hoch und *erneut* an mir vorbei – schon klar: Wenn ein Mitglied der oberen Schichten mich überhaupt nur wahrnehmen soll, muss ich mindestens einen tanzenden Elch mit einem flammenden Pfeil treffen oder mir von einem Staatsoberhaupt in die Hoden treten lassen.

Und dennoch wird Lenny Abramov, demütiger Tagebuchsreiber, winzige Nichtigkeit, ewig leben. Die Technologien beherrschen wir fast schon. Als Koordinator der Öffentlichkeitsarbeit Lebensfreunde (Ebene G) in der Abteilung Posthumane Dienstleistungen der Staatling-Waspachung Corporation, werde ich als Erster davon profitieren. Ich muss mich nur gut führen und an mich glauben. Muss mich von Transfetten und Fusel fernhalten. Jede Menge grünen Tee und alkalisiertes Wasser trinken und mein Genom den richtigen Leuten zur Verfügung stellen. Ich muss meine schrumpfende Leber wieder wachsen lassen, mein gesamtes Blut durch «SmartBlood» ersetzen und mir ein sicheres und warmes (aber nicht zu warmes) Plätzchen suchen, wo ich sowohl das Wüten der Jahreszeiten als auch die Massenvernichtungen aussitzen kann. Und wenn die Erde vergeht, was sie sicher tun wird, dann verlasse ich sie und begeben mich auf eine neue Erde, mit mehr Grün, aber weniger Allergenen; und wenn mein Intellekt in etwa 10^{32} Jahren voll erblüht, während unser Universum sich wieder zusammenfaltet, dann wird meine Persönlichkeit durch ein Schwarzes Loch in eine Dimension unvorstellbarer Wunder gleiten, wo all die Dinge, die mich hier auf der Erde 1.0 am Leben gehalten haben – *Tortelli lucchese*, Pistazieneis, das Frühwerk von *Velvet Underground*, glatte, gebräunte Haut,

die sich über den barock gebauten Hinterbacken einer Zwanzigjährigen spannt –, mir so lachhaft und kindisch vorkommen werden wie Bauklötze, Babynahrung und «Alle Vögel fliegen hoch».

Richtig: Ich werde niemals sterben, *caro diario*. Nie, nie, nie, nie. Und wenn du mir nicht glaubst, fahr zur Hölle.

Gestern war mein letzter Tag in Rom. Gegen elf aufgestanden, einen *caffè macchiato* in der Bar, in der es die besten Honig-Hefezöpfe gibt, aus dem Fenster schrie mich der antiamerikanische zehnjährige Nachbarsjunge an – «Nix global! Niemals!» –, das schlechte, mir wie ein warmes Handtuch um den Nacken geschlungene Gewissen, weil ich nicht noch in letzter Minute bei der Arbeit war, mein Äppärät summt vor Kontakten, Daten, Bildern, Projektionen, Karten, Einkommen, Schall und Wahn. Wieder ein Tag frühsummerlichen Schlenderns, ich ließ mein Schicksal von den Straßen lenken, die mich in ofenwarmer ewiger Umarmung wiegen.

Und landete, wo ich immer lande. Am allerschönsten Bauwerk Europas. Dem Pantheon. Die idealen Proportionen der Rotunde; das Gewicht der Kuppel, die sich über unseren Schultern erhebt, von eisiger mathematischer Präzision in der Schwebelage gehalten; ihr Auge, durch das Regen oder sengendes römisches Sonnenlicht hereinkommt; die Kühle und der Schatten, die trotzdem darin herrschen. Nichts kann das Pantheon in seiner Wirkung schmälern! Nicht die kitschige religiöse Umgestaltung (offiziell ist es heute eine Kirche). Nicht die aufgeblasenen, abgebrannten Amerikaner, die sich fett und schutzsuchend unterm Säulenvorbau drängen. Nicht die Bewohner des heutigen Italiens, die davor streiten und schmeicheln, die Jungs, die darauf aus sind, Mädchen zu bespringen, die Mopeds, die

unter haarigen Beinen brummen, die Großfamilien, die mehrere Generationen umfassen und vor pickligem Leben überschäumen. Nein, dies ist der großartigste Grabstein, der für ein Menschengeschlecht je errichtet wurde. Sobald ich die Erde überlebt habe und ihrem vertrauten Mutterbauch enteile, werde ich die Erinnerung an dieses Bauwerk mit mir nehmen. Ich werde es in Nullen und Einsen codieren und durchs Universum senden. Sehet, was der primitive Mensch erschaffen hat! Erkenntet sein erstes Streben nach Unsterblichkeit, seine Disziplin, seine Selbstlosigkeit.

Mein letzter Tag in Rom. Ich trank meinen Macchiato. Ich kaufte ein teures Deodorant, vielleicht im Vorgefühl der Liebe. Ich gönnte mir ein dreistündiges entspanntes Masturbationsnickerchen im unfassbaren Leuchten meiner sonnenbelagerten Wohnung. Und dann, auf einer Party meiner Freundin Fabrizia, begegnete ich Eunice –

Halt, nein. Das ist nicht ganz richtig. Die Reihenfolge stimmt nicht. Ich lüge dich an, Tagebuch. Ich bin gerade mal auf Seite 12, und schon lüge ich. Vor Fabrizias Party geschah etwas Furchtbares. So furchtbar, dass ich nicht darüber schreiben möchte, denn du sollst doch ein *positives* Tagebuch sein.

Ich ging zur amerikanischen Botschaft.

Das war nicht meine Idee gewesen. Sandi, ein Freund von mir, hatte mir Folgendes erzählt: Wer mehr als 250 Tage im Ausland verbringt und sich nicht bei *Welcome Back, Partner* – dem offiziellen Rückkehrprogramm für US-Bürger – registrieren lässt, kann gleich am New Yorker Flughafen wegen Landesverrat verhaftet und in eine «sichere Beobachtungseinrichtung» im Hinterland gebracht werden, was immer das auch sein mag.

Sandi weiß wirklich *alles* – er arbeitet in der Modebranche –, darum hatte ich beschlossen, seinen lebhaft und kof-

feinbefeuert vorgetragenen Ratschlag zu befolgen und in die Via Veneto zu gehen, wo die Vertretung unseres Landes in einem cremefarbenen Palazzo hinter einem jüngst ausgehobenen Wassergraben residiert. Aber nicht mehr lange, darf ich wohl hinzufügen. Laut Sandi hat das mittellose Außenministerium das ganze Gebäude gerade an StatoilHydro verkauft, die staatliche norwegische Ölgesellschaft, und als ich in der Via Veneto ankam, hatte man die Bäume und Sträucher des gewaltigen Anwesens bereits zu länglichen, agnostischen Formen zurechtgestutzt, wie es den neuen Besitzern halt gefiel. Gepanzerte Umzugslaster umstanden das Gelände, und von innen hörte man den Lärm massenhaften Aktenschredderns.

Vor der Visaabteilung des Konsulats gab es fast gar keine Warteschlange: Nur ein paar äußerst traurige und abgerissene albanische Gestalten wollten weiterhin in die Staaten auswandern, und diese wenigen wurden noch zusätzlich von einem Poster abgeschreckt, auf dem ein tapferer kleiner Otter mit Sombrero in ein vollgestopftes Schlauchboot zu springen versucht, darüber der Slogan: «Das Boot ist voll, Amigo.»

In einem improvisierten Sicherheitskäfig saß ein älterer Mann hinter Plexiglas und schrie mir unverständliche Dinge zu, während ich mit meinem Pass vor ihm herumwedelte. Endlich tauchte eine kompetente Filipina auf – unverzichtbar in diesen Breiten – und winkte mich durch einen vollgerümpelten Flur zur Nachbildung eines ausgeblichenen Highschool-Klassenzimmers, das rundum mit dem Werbemotiv des *Welcome Back, Partner*-Programms ausgestattet war. Der mexikanische Otter vom «Das Boot ist voll»-Plakat hatte sich amerikanisiert (statt eines Sombreros trug er ein rot-weiß-blaues Tuch um den stark behaarten kleinen Hals) und hockte auf einem dämlich aussehenden Pferd, mit dem

er auf eine feurig aufgehende, wahrscheinlich asiatische Sonne zugaloppierte.

Ein halbes Dutzend meiner Mitbürger saß an zerkratzten Schultischen und murmelte leise in ihre Äppäräte. Auf einem freien Stuhl lag eine leblose Kabelschnecke, und auf einem Hinweisschild stand: OHRHÖRER INS OHR STECKEN, DEN MITGEBRACHTEN ÄPPÄRÄT AUF DEN TISCH LEGEN UND ALLE SICHERHEITSEINSTELLUNGEN DEAKTIVIEREN. Ich tat wie geheißen. Eine elektronische Version von John Cougar Mellencamps «Pink Houses» («*Ain't that America, somethin' to see, baby!*») dröhnte mir ins Ohr, und dann erschien auf dem Display meines Äppäräts eine gepixelte Version des tapferen kleinen Otters, der auf seinem Rücken die Buchstaben ARR schleppte, bevor sie von einem schimmernden Schriftzug überblendet wurden: Amerikanische Restaurationsregierung.

Der Otter stellte sich auf die Hinterbeine und klopfte sich demonstrativ den Staub vom Fell. «Hi, Partner!», sagte er mit vor karnevalesker Liebenswürdigkeit tiefender Stimme. «Ich heiße Jeffrey Otter, und ich *wette*, wir werden Freunde.»

Ein Gefühl des Verlusts und Alleinseins überwältigte mich. «Hi», sagte ich. «Hi, Jeffrey.»

«Selber hi!», sagte der Otter. «Ich werde Ihnen jetzt ein paar freundliche Fragen stellen, nur zu statistischen Zwecken. Wenn Sie eine davon nicht beantworten wollen, sagen Sie bloß: <Diese Frage möchte ich nicht beantworten.> Nicht vergessen: Ich will Ihnen *helfen*! Also los. Fangen wir ganz einfach an. Name und Sozialversicherungsnummer?»

Ich sah mich um. Menschen flüsterten ihren Ottern dringliche Informationen zu. «Leonard oder Lenny Abramov», murmelte ich und ließ meine Sozialversicherungsnummer folgen.